

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 24

Artikel: Ankunft bei Nacht. Erster Teil
Autor: Rothe, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671913>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANKUNFT BEI NACHT

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

Erster Teil

I.

Wenn in einer stürmischen Märznacht des Jahres 1882 der Pariser Arzt Dr. Robert Deval zu sehr später Stunde nicht durch die menschenleere, vom Regen trüb leuchtende Rue de Vaugirard eilig dahingegangen wäre, hätte sich die Kunde von einer der seltsamsten Begebenheiten des vorigen Jahrhunderts nicht bis in unsere Tage erhalten. Denn die wenigen, die ursprünglich darum wussten, hatten kein anderes Interesse, als sie geheimzuhalten.

Dr. Deval, damals ein Mann von dreiundvierzig Jahren, hatte sich nächtliche hastige Wanderungen zur Gewohnheit werden lassen. Schon seit langer Zeit konnte er drei, vier Nächte hintereinander nicht mehr schlafen. Diejenigen, die sich einer gesegneten Ruhe erfreuen, die kaum, dass sie im Bett liegen, mit halbgeöffnetem Mund und verdrehten Augen in Regionen eintreten, wo sie vor den Gefahren des Alltags in Sicherheit sind — diejenigen, sage ich, sind ungeeignet, über die Qualen der Schlaflosigkeit mitzureden. Wohl sind sie mit Ratschlägen zur Hand: man lege sich bei Zeiten ins Bett, natürlich darf man dann nicht noch lesen; oder: am besten tun ein kleiner Spaziergang und eine kalte Abwaschung kurz vor dem Schlafengehen; oder auch nur: schlafen kann jeder, man muss nur wollen. Hätte Dr. Deval solche Ratschläge gehört, und — was noch unwahrscheinlicher ist — hätte er ihnen geglaubt, dann hätte er sich spät und mit einem Buch ins Bett gelegt, dann wäre er nach dem Abendessen bestimmt nicht spazieren gegangen. Auf die Behauptung schliesslich: man muss nur wollen, hätte er mit gleichgültigem Gesicht geantwortet: aber ich will ja nicht!

Dr. Deval wohnte dicht hinter der schönen Kirche Saint-Etienne-du-Mont. Wie ihr Name verrät, liegt

sie auf dem Berg, besser auf einem Hügel, und dieser Hügel ist nach der heiligen Genoveva genannt, der Schutzherrin von Paris. Die Gebeine der Heiligen ruhten früher in dieser Kirche, ein Zeichen, wie hohes Ansehen man dem letzten Bau gewährte, den die Gotik in Paris hervorgebracht hat. Eines klobigen Renaissanceportals konnte er sich allerdings nicht mehr erwehren, denn jede Epoche denkt, sie müsse die Vergangenheit verbessern, wenn es ihr schon mit der Gegenwart nicht gelingt. Die Kirche Saint-Etienne-du-Mont ist von einer fragilen Schönheit, die sich nur erschliesst, wenn man sie von innen betrachtet. Dann gewahrt man die leichte, verlegene Unregelmässigkeit ihres Grundrisses, gewahrt die kapitällosen Pfeiler des Chors, die so aussehen, als ob sie am Ende einer langen Bauentwicklung und ausgerüstet mit den Kenntnissen von Jahrhunderten zurückkehren wollten zur alten Unschuld des Pfeilers, der sich begnügt hatte, nichts zu sein als ein Stück stehengebliebener Mauer. Aber mit Kenntnissen kehrt man nicht zur Unschuld zurück, so herrlich eine letzte Blüte, eine letzte Reue sein mag. Erschüttert wird die Schönheit dieser Kirche durch den Lettner und die in halber Höhe um Schiff und Chor laufenden Balustraden, die bereits aus dem Geist der Renaissance stammen. Es ist gut, dass die Zartheit dieser Kirche sich nur bei der Betrachtung von innen erschliesst. Wäre sie von aussen wahrnehmbar, wäre sie längst dahingesunken unter der Wucht des Ungetüms, das man ihr unmittelbar vor die Renaissance-Fassade gerückt hat: das Panthéon. So ist es gekommen, dass diese Fassade nunmehr zur Schutzmauer für die kleine Kirche geworden ist, hinter der sie sich unberührt verbergen kann.

Dr. Deval wohnte im dritten Stock eines Hauses, das ihm einen freien Ausblick gewährte. Gerade vor sich hatte er das Chor von Saint-Etienne-du-Mont. Es sei nicht erörtert, ob der Doktor das weltliche, elegante und schwermütige Innenhaus der Kirche, bei der er wohnte, oft betrachtet hat. Auf dem Chor ruhte sein Blick jeden Tag, ohne dass er sich darüber noch Rechenschaft gab. Aus einem Chor kann man oft, wie aus der Hüftenlinie einer Frau, auf den Charakter schliessen. Das Chor von Saint-Etienne-du-Mont ist hoch und zart und schmal; nach unten ladet es in einen Kapellenkranz aus. Man sagt sehr oft, dass wir davon beeinflusst, geformt werden, was unsere Netzhaut aufnimmt, ohne dass wir es mit dem Bewusstsein verarbeiten. Wir müssen also vermuten, dass das jahrelange Wohnen hinter der Kirche Saint-

Etienne-du-Mont auf Doktor Deval nicht ohne Einfluss geblieben war. Wenn er sich nach rechts aus dem Fenster beugte, sah er die Seine ziemlich tief unter sich, sah die grünbehangenen hohen Ufermauern, darüber das Massiv von Notre-Dame, die alten Bäume im Garten hinter dem Chor. Notre-Dame war für die Lage seines Fensters der Mittelpunkt eines ungeheuren Bilds, um den sich ganz Paris ausbreitete. Es war ein Bild, das keinen Rahmen, kein Ende hatte, nur scheinbar im Norden begrenzt von den Höhen des Montmartre, scheinbar im Westen begrenzt von den Hügeln über St-Cloud, aber von einer solchen Vielfalt der Einzelheiten erfüllt, dass man nicht darauf kam, irgendwo einen Rahmen zu suchen. Das Ganze war ein Mosaik aus glitzernden Streifen, sattgrünen Kugeln, vereinzelt oder in Reihen wahrnehmbar, grauen und weissen Rechtecken, Rauchsäulen, Rauchschaten, tiefeingegrabenen Strassenzeilen — und all dies unterbrochen, zerteilt, beunruhigt durch Zehntausende kleiner Fensteröffnungen, die sich wie Herden unter die hier und überall aufragenden Türme duckten und von ihnen in Ordnung gehalten schienen.

Wenn ihn, was sehr selten vorkam, jemand besuchte, pflegte Dr. Deval, um das Gespräch abzukürzen und dem Besucher das Aufstehen zu erleichtern, auf die Aussicht aus seinem Fenster hinzuweisen. Er betrachtete dann einige Augenblicke das ehrliche Staunen dessen, dem er die Himmelsrichtungen erklärte, und begleitete ihn zur Tür. Es wurde nicht bekannt, dass er über diese Aussicht je anders geredet habe, als dass sie das beste Mittel zur Abkürzung von unliebsamen Besuchen sei. Für ihn waren alle Besuche unliebsam.

Es ist eine der besten Eigenschaften des Franzosen, dass er nicht den Trieb spürt, sich um seine Nachbarn zu kümmern. Er hat das starke Bedürfnis, in Ruhe gelassen zu werden, und er hofft sehr richtig, dies am raschesten dadurch zu erreichen, dass er die andern in Ruhe lässt. So wusste weder Madame Brunot, die ältere Frau, von der Deval sein Zimmer gemietet hatte, noch irgendein anderer Hausbewohner später, als es notwendig wurde, etwas Bemerkenswertes über den Doktor auszusagen. Das Arztschild hatte Deval schon vor mehreren Jahren von der Tür abnehmen lassen, nachdem es eine Zeitlang von einem zweiten Schild begleitet gewesen war: Montags und donnerstags keine Konsultation. Die Besuche von Patienten hatten fast ganz aufgehört. Manchmal hatte sich ein Patient laut über die unhöfliche Behandlung be-

klagt und geschworen, nie wiederzukommen. Soweit die Hausbewohner Interesse hatten, gelegentlich die Wahrheit solcher Beteuerungen zu ergründen, mussten sie feststellen, dass sie von den verstimten Patienten gewissenhaft eingehalten wurden. In Paris fragt niemand, wie der andere sich durchschlägt; man weiss, dass es zu viele Möglichkeiten gibt, mit dem Dasein fertig zu werden, als dass es sich lohnte, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Deval war Arzt, das genügte. Ein Arzt ist in den Augen der Menschen eine unentbehrliche Persönlichkeit.

Bei späterer Gelegenheit hat Deval ausgesagt, dass er geradezu, in dieser Epoche seines Lebens, darauf gewartet habe, nicht schlafen zu können. Dann ergriff er, lange nach Mitternacht, seinen Hut, schwang einen dicken Radmantel über die Schultern und strebte am Panthéon vorbei, die Rue Soufflot hinab, den Baumsilhouetten des Gartens vom Luxembourg zu. Dieser Garten ist für jeden ehemaligen Studenten, auch für den, der es nicht wahrhaben will, das Symbol der eigenen kühnen Jugend, als man noch viele Illusionen und einen Willen hatte, als man noch glaubte, alle vorhergehenden Generationen hätten das Leben falsch angefasst und man selbst werde es zum erstenmal richtig anfassen. Der Garten des Luxembourg hat unter seinen Blättern aus tausend und abertausend Debatten viele schöne kühne Gedanken, Hoffnungen, Pläne eine Zeitlang bewahrt, aber als man niemals zurückkehrte, um sie einzulösen, hat er sie wie ein Fundbüro schliesslich unter die Armen versteigert. Der Anblick des weiten Himmels über den mächtigen Baumkronen pflegte den Doktor jedesmal mit Genugtuung zu erfüllen, obwohl er sich im gleichen Augenblick sagte, dass nichts gefährlicher sei, als ein sentimentaler Naturfreund zu werden.

Heute, in jener stürmischen Märznacht des Jahres 1882, hatte Deval das Luxembourgpalais bereits hinter sich gelassen. Vom Garten herüber hörte er, wie die noch dürrten Aeste sich rieben, aneinanderschlügen. Manchmal gab es ein knackendes Geräusch, einen Fall. Dem Doktor fehlten noch etwa dreihundert Schritte bis zur Rue d'Assas, die er für gewöhnlich zu überqueren pflegte, um sich dann in den Gässchen hinter der Rue d'Assas zu verlieren, die ihm für seine planlosen Wanderungen besonders geeignet erschienen. Heute befand er sich also noch in der Rue de Vaugirard. Er hatte derbe Stiefel an und schob die Füsse mit Behagen durch Pfützen. Da öffnete sich die Tür

eines Hauses, und mit lauten Hilferufen lief eine Frau so heftig in ihn hinein, dass er für einen Augenblick nicht daran dachte, seinen Weg fortzusetzen. Die Frau brummelte und jammerte vor sich hin. Es war nicht zu unterscheiden, ob sie sich bei dem Herrn entschuldigte, den sie gerammt hatte, oder ob sie nur ihr Hilfesgeschrei fortsetzte. Es gibt Leute, die auf Spaziergängen denken können. Es gibt andere, die die Tätigkeit des Gehens, die Einwirkung der Luft, das ständig wechselnde Bild, worin sie sich bewegen, so in Anspruch nimmt, dass sie zu der unwichtigeren Beschäftigung des Denkens keine Zeit mehr haben. Zu dieser Klasse von Leuten, für die das Spazierengehen eine genau so absorbierende Arbeit ist wie jede andere, gehörte Dr. Duval. Daher erschreckt ihn die jammernde Frau sehr. In Augenblicken des Schreckens sind wir gegen unsere Gewohnheiten machtlos. Also fragte der Doktor die Frau, was ihr fehle. Die Frau sagte, dass ihr nichts fehle und jammerte weiter. Der Doktor war froh, so leicht loszukommen, und wollte seinen Weg fortsetzen. Aber die Frau fasste ihn am Arm, und bat ihn, sie bei dieser furchtbaren Dunkelheit und bei diesem furchtbaren Sturm und bei den furchtbaren Gefahren, die allen anständigen Menschen auf nächtlicher Strasse drohen, zum nächsten Arzt zu begleiten. Der Herr werde ihr gewiss diese Bitte nicht abschlagen. Eigentlich ginge sie die ganze Sache nichts an, aber sie wohne neben dem Kranken, und der Kranke sei in Lebensgefahr. Kranke seien ihr widerwärtig, aber er habe so gestöhnt, dass sie aufgewacht sei. Sie habe eine Zeitlang gewartet, aber beruhigt habe der Kranke sich nicht. Es sei sehr ungesund, sich aus dem warmen Bett auf die kalte Strasse zu begeben, dessen sei sie sich klar. Nach all den Opfern, die sie auf sich nehme, würde der Herr ihre dringende Bitte nicht abschlagen. Eigentlich war Deval entschlossen, die Frau zu dem Arzt, den sie ihm wahrscheinlich mit dem nächsten Wort nennen würde, zu begleiten und sich dann zu empfehlen. Aber unsere Vorsätze sind immer sehr weise: nur handeln wir niemals danach. Dr. Deval sagte einfach: «Da brauchen Sie nicht weit zu suchen, Madame. Ich selbst bin Arzt.»

Die Frau liess einige gurgelnde Laute vernehmen, aus denen Bemerkungen wie: «Welch ein glücklicher Zufall!» oder «Als ob ich's geahnt hätte» hervorstiegen. Sie zog den Doktor in den Hausflur und antwortete mit lauter Stimme dem Concierge, der irgendwo aus der Tiefe seines Bettes pflichtgemäss eine verworrene Frage über die Iden-

tität der Eintretenden hervordringen liess. Die Frau erklärte dem unsichtbaren Concierge, der schon mit keiner Silbe mehr entgegnete, welch glücklicher Zufall sich ereignet habe, und suchte währenddessen nach einem Leuchter, von dem sie behauptete, ihn neben die unterste Treppenstufe gestellt zu haben. Dr. Deval war über seine unfreiwillige Hilfsbereitschaft mittlerweile schon so verstimmt, dass er nicht daran dachte, der Frau beim Suchen zu helfen. Aber die Frau fand den Leuchter, allerdings auf der vorletzten Stufe und die beiden stiegen die Treppe hinauf.

Die Frau erklärte, dass sie kein persönliches Interesse habe, dass sie kaum wisse, wie der Kranke heisse, der jedenfalls über genügend Geld verfüge, um eine angemessene Arztrechnung zu bezahlen. Sie legte einen starken Ton auf das Wort «angemessene», wie jemand es tut, der nur eine niedrige Rechnung wahrhaft angemessen findet. Aber dann erschien es dem Doktor wiederum, als wolle sie ihn auffordern, sich für eine so späte Bemühung auf gehörige Weise schadlos zu halten. Die beiden waren im zweiten Stock angelangt. Die Frau deutete auf eine Tür, um klarzumachen, dass sie dort wohne, und als wolle sie dem unbekannten Herrn auf diese Weise ihr Haus anbieten. Dann öffnete sie eine andere Tür und sagte dabei: «Vielleicht ist er schon tot.» Sie stellte die Kerze ab und hantierte mit einer Lampe, die sie bald zum Brennen brachte. Deval befand sich im Schlafzimmer eines Mannes, der offenbar auf Ordnung hielt und seine Möbel mit Geschmack ausgesucht hatte. Noch ehe er an das Bett treten konnte, begann die weinerliche Frau von neuem mit ihren Erklärungen. Die Köchin des Herrn sei für einige Tage auf dem Land; nur darum habe sie die Schlüssel der Wohnung. Dies sei nun schon die zweite Nacht, dass sie gezwungen sei, wegen des Herrn aufzustehen, der sie bis vor kurzem auf der Treppe noch sehr unhöflich gegrüsst habe. »Aber wenn einer krank ist, denkt er, dass alle die Pflicht haben, sich um ihn zu kümmern.«

Sie trat jetzt ans Bett und rüttelte herzhaft an der Schulter eines Mannes, der bewusstlos war. Deval erkannte sofort, dass er einen Schwerkranken vor sich hatte. Er behandelte ihn. «Sie werden hierbleiben», sagte er zu der Frau. «Ich suche eine Schwester und gehe zur Apotheke.»

Die unerwartete Tätigkeit, zu der er sich verpflichtet sah, war dem Doktor nicht unangenehm. Wer seinen Beruf nicht regelmässig ausübt, ist besonders glücklich, wenn ihm plötzlich Gelegenheit



Altweibersommer im Klotener Ried

N. Viazzoli

geboten wird, sich vor sich selbst als tüchtig, unsichtig und, wenn möglich, sogar als überlastet zu geben. Deval lief also zur Apotheke, kaufte Medizin und fand mit Hilfe des Apothekers eine Fürsorgeschwester, die sich bereit erklärte, bei dem Kranken zu wachen und ihm alle neunzig Minuten eine Tablette in Wasser aufgelöst zu geben.

«Alle neunzig Minuten,» sagte Deval, als er mit der Schwester am Krankenbett stand, «soll ich es Ihnen aufschreiben?»

«Aber das ist nicht nötig, Herr Doktor!» Die Schwester lächelte kokett, um anzudeuten, dass sie über beträchtliche Geisteskräfte verfügte, und schrieb mit dem Zeigefinger eine grosse 90 in die Luft. «Neunzig», wieder holte sie langsam. Als sie so vor ihm stand mit der bewussten Mütterlichkeit ihres Berufs, hatte der Doktor zwei, nein drei Empfindungen auf einmal. Er dachte: «E ist besser, ich sitze den Rest der Nacht selbst hier ab und schicke das Weib nach Hause.» Gleichzeitig dachte er: «Noch nie bin ich so müde gewesen wie heute. Das sollte ich ausnützen.» Und er redete sich ein, dass er jetzt nicht nur die dritte, sondern bereits die fünfte Nacht schlaflos sei. Das verhalf ihm zu einem gewissen Mitleid mit sich selbst. Schliesslich aber verdichteten sich alle seine Erwägungen zu der einen Feststellung: «Das ist ein unsympathisches Weib, und es ist nur gerecht, dass sie unverheiratet blieb.»

Laut jedoch sagte er: «Alle neunzig Minuten. Natürlich, Schwester, das ist nicht schwer zu merken. Es ist jetzt halb zwei, bis zum Morgen geben Sie dem Kranken noch drei Tabletten. Um acht Uhr bin ich wieder hier. Wenn Sie sich unruhigen, schicken Sie mir die Frau aus der Nachbarwohnung. Hier haben Sie meine Adresse. Ich könnte in zwanzig Minuten hier sein.»

Er trat noch einmal zu dem Kranken, sagte: «Wir bringen ihn durch», und ging. In seiner Wohnung war er gerade noch imstande, seine Weckeruhr aufzuziehen und auf halb acht zu stellen. Er wollte pünktlich bei seinem Patienten sein. Dann würde sich wahrscheinlich auch der Arzt einfinden, der den Kranken sonst behandelte, und er war die Angelegenheit los. Sie hatte wirklich ein Gutes gehabt: er schlief sofort ein.

2.

Um sechs Uhr gab es ein grosses Gepolter an seiner Tür. Der Kranke aus der Rue de Vaugirard sei gestorben. Erst rief Deval zurück, man solle

ihn in Ruhe lassen. Dann fiel ihm das Abenteuer der vergangenen Nacht ein. Vor seiner Tür stand eine Frau, an deren Gesicht er sich erinnerte. Natürlich, das war die Frau, die hilfeschend in ihn hineingerannt war! Sie murmelte etwas, das hätte man sich denken können, und nun sei nichts mehr zu machen.

Deval zog sich rasch an. Er hatte heute nacht die Reaktion der ersten Tablette, die er dem Kranken gegeben hatte, noch selbst geprüft. Sie war normal gewesen, und eine unmittelbare Gefahr hatte er nicht zu erkennen vermocht.

Draussen war ein schöner Tag angebrochen. Das beruhigte, erfreute den Doktor. Die Kuppel des Panthéons lag in hellem Sonnenlicht, das gleichsam von unten in sie hineinzukriechen schien. Am Ende der Rue Soufflet machte er halt. Eigentlich hatte er sich vorgenommen, seinem Pflichtbewusstsein das Frühstück zu opfern. Aber da in dem Café, wo er jeden Morgen — allerdings sonst viel später — seinen Kaffee zu trinken pflegte, schon einige Leute sassen, trat er ein. Er frühstückte sehr schnell, denn er spürte etwas wie ein schlechtes Gewissen. Energisch redete er sich ein, dass er zu jeder Berufshandlung unfähig sei, wenn er nichts Warmes im Magen habe. Er zahlte rasch, ging — wie in der vergangenen Nacht — am Gitter des Luxembourg entlang und befand sich bald im Zimmer dessen, der vor wenigen Stunden noch ein Kranker gewesen war. Die Schwester stand auf, als er eintrat, und sandte ihm jenen durch lange Erfahrung geübten Blick der gewissenhaften Krankenpflegerin entgegen, der entweder den Arzt oder den Kranken oder den Schöpfer aller Dinge anklagt.

«Er ist gegen dreiviertel sechs Uhr gestorben», sagte sie sanft. «Innerhalb von fünf Minuten. Wahrscheinlich Herzschwäche. Das konnte man natürlich nicht wissen. Sie auch nicht.» Sie lächelte ihn an.

Deval erwiderte, dass ihm das Herz nicht besonders schwach erschienen sei, und die Schwester solle sich um den Totenschein und die anderen Formalitäten kümmern. Die Schwester versprach das und hoffte, es würde sich jemand finden, der die geleisteten ärztlichen Dienste bezahle. Umsonst könne sie ihre Nachtruhe nicht opfern. Der Doktor sagte leichthin, in solchen Fällen sei er zufrieden, wenn man ihm die Medizin, die er selbst gekauft habe, vergüte.

(Fortsetzung folgt)